

Nr. 224. Bromberg, den 2. Oktober. 1934



11. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Sie sollten den Peter heiraten," schlug Tante Jette unvermittelt vor. „Dann brauchen Sie nicht mehr bei irgendeiner Madame zu arbeiten. Peter ist ein guter Kerl."

Charly Mendel dachte an den braunen Mönch. Sie lachte unter Tränen.

„Peter Schott ist sehr nett und ein lieber Kamerad, aber als Ehemann kann ich ihn mir absolut nicht vorstellen. Ich glaube, da kommt er."

Irgend jemand machte sich an der Flurtür zu schaffen. Tante Jette faßte Charly am Arm.

„Kommen Sie, Kind. Sie können in der hinteren Wohnstube essen und sich dort ein bißchen hinlegen. In Ihrem Zimmer hören Sie den ganzen Krach, den die Jungens machen und haben keine Ruhe."

Fräulein von Perkeit zog Charly mit sich fort und schob sie in ein Gemach, das neben ihrer eigenen Schlafstube lag. Es war ein Biedermeierzimmer und stammte aus Perkeiten. Hierher zog sich das alte Fräulein zurück, wenn sie einmal allein sein wollte, was allerdings selten vorkam.

Charly befand sich zum erstenmal in Tante Jettchens Heiligtum. Sie bewunderte das schöne Porzellan, das in einem Eckschrank stand, und die zierlichen Scherenschnitte an den Wänden. Auf einem ovalen Tischchen lag ein Gesangbuch. Es war in violetten Samt gebunden. Daneben lagen eine Bibel und Lenaus Gedichte in Goldschnitt.

Das Mädchen strich verwundert über die Bücher. Sie lernte Tante Jettchen in diesem Zimmer von einer anderen Seite kennen. Es war eine gemütvolle, sanfte Tante Jette, die sich hierher zurückzog.

Charly klappte in Gedanken den Lenauband auf. Ein altmodisches Bildchen war auf das Vorsatzpapier geklebt. Das Mädchen betrachtete es. Es war ein feiner schöner Frauenkopf.

„Dies ist meine liebe Mutter", stand mit Jettchen von Perkeits Kritzelschrift darunter.

Sacht machte Charly das Buch zu. Mit diesem hübschen Bilde hatte Tante Jette keine Ähnlichkeit. Ob sie wohl in ihrer Jugend sehr unter ihrer Häßlichkeit gelitten hatte, die gute, warmherzige Tante Jette? Ob sie deshalb so ein borstiges, äußeres Wesen angenommen hatte?

Vielleicht. — —

„Ich bringe das Essen. Es tut mir leid, daß Sie nicht wohl sind, Fräulein Charly."

Die Guste war eingetreten. Sie trug ein vollbesetztes Speisenbrett. Unter dem grauen Scheitel glänzte das freundliche, dicke Gesicht voller Teilnahme.

„Danke schön, Guste. Setzen Sie nur alles hin."

„Aber aufessen, Fräulein Charly. Es sind Kalbskoteletten, gedämpfte Karotten und ein Schokoladenpudding. Selbst gemacht und nicht aus so 'ner fertigen Pampe zerührt. Sie dürfen nichts übrig lassen!"

„Ich werde mir Mühe geben, Guste."

Die Köchin hatte die Tür offengelassen. Aus den Vorderräumen tönte Lachen und Lärm herüber. Tante Jette schimpfte offenbar. Guste kicherte.

„Weshalb lachen Sie denn, Guste? Wer ist denn da vorn?"

„Der Herr Schott und der Herr Männe."

Charly fühlte, wie sich ihr bei dem Namen „Männe" sozusagen das Gefieder sträubte.

„Sie nennen den Herrn auch Männe, wie Fräulein von Perkeit?"

„Na, ich kenn' ihn doch lange genug", meinte Guste im breitesten Ostpreußisch und mit großer Selbstverständlichkeit. „Der wohnt doch immer bei uns, wenn er gerade mal nicht auf Reisen ist. Aber auf Reisen ist er meistens. Der treibt sich egal weg in der Weltgeschichte rum. Von unterwegs schickt er mir immer Ansichtskarten. Die letzte habe ich aus Amerika bekommen, oder war's aus Afrika?"

„Na, das liegt ja hübsch dicht nebeneinander!"

Draußen lachten Männerstimmen und Tante Jettchen donnerte dazwischen.

Guste grinste.

„Der Männe hat 'n Schwips", bemerkte sie und entschwand.

Charly setzte sich nachdenklich zum Essen nieder. Sie war froh, dem gemeinsamen Mittagsmahl entronnen zu sein, und faßte den Entschluß, vorläufig an den gemeinsamen Mahlzeiten nicht teilzunehmen.

Herrmann von Traß war nicht betrunken, dazu konnte er viel zu viel vertragen. Aber zwei Flaschen schwerer Burgunder waren auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen, und Tante Jette merkte natürlich den Braten.

„Warum hast du dir die Nase begossen?" wollte sie wissen.

„Das werde ich dir gerade verraten, Tante Jette, damit du faule Witze über mich machst!"

„Na, ich weiß schon Bescheid. Du hast Liebeskummer."

„Kommt nicht in Frage," stritt Traß heroisch ab.

„Wenn du leugnest, Männe, habe ich schon recht. Ich kenne dich doch. Wann seid ihr zwei denn in der Nacht heimgekommen?"

„Im Morgengrauen," gestand Schott. „Wir waren noch bei Kommissar Frettchen auf einen Kognak zu Gast."

„Haben Sie Frettchen heute schon gesehen, Schott?" erkundigte sich Traß.

„Ich war vorhin in seiner Wohnung, aber er war nicht zu Hause. Ich habe bei Pomuchel den Bescheid hinterlassen, daß wir beim Essen sind und der Kommissar heraufkommen möge, wenn er etwas Neues weiß."

„Was für Neues?" forschte Tante Jette neugierig, aber der Redakteur antwortete mit einer Gegenfrage.

„Kommt Fräulein Mendel heute nicht zu Tisch?"

„Nein, sie muß im Geschäft durcharbeiten," log Tante Jettchen glattweg.

„Hat sie die Ballkarte benutzt?"

„Das weiß ich nicht," hielt das alte Fräulein ehern ihren Schwur der Schweigsamkeit. „Aber ich möchte wissen, was der Kommissar Ihnen für Neuigkeiten bringen soll, Peter?"

Tante Jette witterte mit richtigem Instinkt eine neue Verbrechergeschichte, und in diesem Fall war das Wort Diskretion aus ihrem Lexikon gestrichen. Aber auch diesmal wurde der Journalist der Antwort überhoben.

Draußen klingelte es Sturm. Man hörte Guste in den Korridor laufen und dann wurde die Tür zum Eßzimmer aufgerissen.

Klaus Steffen trat ein.

Er grüßte nicht und sah ganz verstört aus.

„Sie hat ihre Drohung wahrgemacht und ist abgereist!" rief er Traß zu.

„Guten Tag, Klaus," sagte Fräulein von Perkeit mit Nachdruck. „Wer hat was wahrgemacht und ist abgereist?"

„Lilli! Ich habe soeben diesen Brief bekommen. Er ist heute früh aufgegeben worden. Bahnpoststempel des Zuges nach Basel! Sie ist tatsächlich in die Schweiz gefahren, ohne Angabe von Reiseziel und Adresse!"

„Donnerwetter!" sagte Traß.

Tante Jette musterte ihren Neffen durch die halbgeschlossenen Augenlider.

„Du bist ein Waschlappen, und es geschieht dir recht, Klaus," sagte sie dann grob. „Du hast deinem Fräulein Braut allen Willen gelassen und brauchst dich nun nicht zu wundern, wenn sie dir auf der Nase herumtanzt. Jetzt setz' dich hin und iß mit uns zu Mittag. Punktum."

„Ich störe wohl?" fragte eine Stimme von der Tür her.

Man hatte überhört, daß Tante Guste einen weiteren Besucher eingelassen hatte. Kommissar Frettchen stand auf der Schwelle. Er hielt ein Papierpäckchen in der Hand.

„Sie stören gar nicht, Herr Kommissar," sagte Fräulein von Perkeit spitz. „Sie kommen im Gegenteil ganz wie gerufen. Hier wird ein Detektiv gebraucht, der sich auf die Fährte von meines Neffen anonym verreister Braut setzt!"

Wenn Tante Jette ärgerlich war, konnte sie ziemlich taktlos sein. Und sie war ebenso ärgerlich auf Lillis Eigensinn, wie auf des Neffen Nachgiebigkeit. Sie bereute ihre Äußerung aber sofort, als sie sah, daß Steffen blaß wurde, und versuchte ihre Grobheit gutzumachen.

„Nun, mein Junge, komm' her und mach' dir keinen Kummer! Die Guste soll noch ein Gedeck für dich auflegen und deinen Lieblingswein bringen. Frettchen, stehen Sie nicht in der Gegend herum, sondern nehmen Sie Platz. Essen Sie ein Kotelett mit uns. Wer zur Perkeiten um die Mahlzeit kommt, muß mitfuttern. Das ist gute, alte Ostpreußensitte. Bier ist auch noch da —"

„Ich möchte Herrn Schott etwas fragen," unterbrach Frettchen Tante Jettes gastfreundlichen Erguß.

Er fingerte an seinem Papierpäckchen. Plötzlich glitt etwas Glitzerndes auf den Tisch, direkt neben Schotts Teller.

Der Journalist stieß einen Überraschungsschrei aus, dem ein Echo aus Steffens Munde folgte.

„Sie kennen den Schmuck also wieder, Schott?" fragte Frettchen lebhaft und wies auf das Geschmeide. Es waren zwei Ohrgehänge und ein Halsband, große Smaragde mit Brillanten umfaßt, eine altmodische, aber kostbare Arbeit.

„Das ist der Schmuck, den die Dame von gestern nacht trug — —"

Schott wurde von Steffen unterbrochen, der den Journalisten beiseiteschob und Frettchen am Arm packte.

„Wo haben Sie das her, Kommissar?" rief er erregt.

„Kennen Sie etwa die Besitzerin?" forschte Frettchen.

„Und ob!" mischte sich Tante Jette ein. „Das ist doch Lillis Smaragdschmuck, Klaus! Wie kommt der in Ihre Taschen, Frettchen?"

„Den habe ich mir heute morgen aus dem Hehlernest des alten Voigt geholt. Ein Spezialist für Smaragde, die er nach Amerika verschiebt. Wo ihn Voigt her hat, war aus dem alten Gauner bislang nicht herauszubekommen. Sind Sie sicher, daß es der Schmuck Ihrer Braut ist, Herr Steffen?"

„Absolut. Es sind Erbstücke. Lilli erhielt sie nach dem Tode ihres Oheims. Herr Kommissar, ich begreife das alles nicht! Wollen Sie mir nicht erklären — —"

„Ich kann Ihnen keine Erklärungen geben, sondern muß so schnell als möglich Ihre Braut sprechen."

„Das wird nicht gehen. Lilli ist heute morgen nach der Schweiz abgereist. Ich bekam vor einer halben Stunde ihren Brief, in dem sie mir ihre Abreise mitteilt."

Frettchen sah Schott an und pfiff leise durch die Zähne.

„Begleiten Sie mich in die Wohnung Ihrer Braut, Herr Steffen," sagte er kurz. — —

Während Tante Jette mit Traß und Schott zwischen kaltgewordenen Koteletten und wilden Vermutungen am Mittagstisch sitzenblieb, bestiegen der Kommissar und Klaus Steffen eine Taxe.

Auf der Fahrt zu Lillis Wohnung holte Frettchen den niedergedrückten Architekten aus. Er erfuhr von der Verstimmung zwischen den Verlobten, von der vergeblichen Suche nach dem blauen Pagen und von Lillis Drohung, allein abzureisen.

Wenn die wirklich nach der Schweiz gefahren ist, heiße ich Matz, dachte Frettchen bei sich.

„Ich habe heute vormittag mindestens ein halbes dutzendmal bei meiner Braut angerufen," klagte Steffen. „Es meldete sich niemand. Nicht einmal die Annie kam an den Apparat."

„Ist das die Zofe Ihrer Braut?"

„Ja. Und ich kann nicht begreifen, weshalb sie nicht zu Hause war."

„Na, das werden wir ja jetzt alles erfahren," meinte Frettchen und kletterte als erster aus der Taxe.

Fünf Minuten später schellte er an Lillis Wohnungstür.

Man hörte ein Schlurfen auf der Diele und dann wurde aufgemacht.

Ein elend aussehendes Mädel in Hut und Mantel stand da. Wie das leibhaftige schlechte Gewissen, stellte Frettchen mit geübtem Blick fest. Mit sicherer Taktik spießte er Annie sofort auf seinen Polizistenblick, zeigte mit weitausholender Geste seine Marke und brummte barsch:

„Kriminalpolizei! Was haben Sie in der vergangenen Nacht und am heutigen Vormittag getrieben?"

Die Antwort war ein Jammerschrei und eine Tränenflut.

Aber Frettchen war nicht der Mann, der Gras unter seinen Sohlen wachsen ließ.

Er gab Steffen einen Wink und schob Annie in das erstbeste Zimmer, um sie unter vier Augen in Behandlung zu nehmen. Das war nicht schwierig, denn Annie war so weich wie ein frischgepflügter Acker.

In einer Viertelstunde wußte Frettchen über Paule, den Monteur, und Annies nächtliches Abenteuer Bescheid.

„Er muß mir was ins Bier gegeben haben, Herr Kommissar," heulte sie. „Er wollte mit mir in ein Kabarett gehen. Aber vorher besuchten wir ein Restaurant, weil es doch eine Nachtvorstellung war, die erst um elf anfängt. Ich habe Schweinebraten gegessen und ein kleines Helles getrunken und dann weiß ich von nichts mehr. Heute mittag bin ich in einer Wohnung aufgewacht, in der ich noch nie war. Und hundeschlecht war mir! Der Paule war nicht da. Ich bin aus dem Haus geschlichen und dann durch die Straßen gelaufen, weil ich mich nicht zu Fräulein Evers traute. Aber schließlich bin ich doch hergekommen — —"

„Wann?" fragte Frettchen und starrte auf Annies Scheitel.

Das Mädel tat ihm leid, und er mußte sich zu einem rauhen Ton zwingen.

„Kurz bevor Sie klingelten, Herr Kommissar. Komme ich nun ins Gefängnis?"

„Nicht, wenn Sie mir die Wahrheit gesagt haben."

„Die volle Wahrheit, Herr Kommissar. Ich schwöre es!"

Annie blickte Frettchen aus verheulten Augen an. Es waren sehr hübsche Augen, und der Kommissar räusperte sich.

„Weiter im Text," sagte er kurz. „Wo ist Ihr Fräulein?"

„Sie war nicht zu Hause, als ich kam. Darüber bin ich sehr froh. Ihre Reisesachen sind auch weg. Ist Fräulein Evers fortgefahren?"

Frettchen antwortete nicht, sondern rief Klaus Steffen herein. Beim Anblick Steffens öffnete Annie ihre Tränenschleusen aufs neue.

„Was ist los?" fragte Klaus gereizt.

Frettchen unterrichtete ihn in wenigen Worten.

Der Architekt kochte vor Zorn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Käpten schwimmt außenbords.

Heitere Skizze von Hermann Lienau.

Käpten Grotsnut war ein wirklicher Leuteschinder. Wir Offiziere von der „Andromeda" hatten eine stille Wut auf ihn. Von unserer Crew schon gar nicht zu reden. Übrigens: von unserem alten abgeklapperten Kollier war nur sein Name schön. Sonst wirklich nichts mehr. Dazu ein scheußlich schlechtes Essen und ein knuffiger Dienst. Es war also wieder einmal eine Lust zu leben . . .

Nun lagen wir in Cardiff. Was soll man schon in diesem verlassenen, schmutzigen irischen Hafen? Natürlich Kohlen nehmen. Sonst war in Cardiff tatsächlich nichts zu holen. Die Stimmung an Bord war bestimmt ausgezeichnet.

Eines Morgens großer Skandal! Der kam wieder einmal aus Käpten Grotsnut's Kajüte: „Stüermann! Stüermann!"

Nach genau sieben Minuten ist der erste Steuermann denn ja auch richtig zur Stelle: „Na, Käpten, wat is los?"

Grotsnut macht den rollenden Donner im Tischkasten: „Das ist ja eine verfluchte Schweinerei hier an Bord!"

„Woso, Kaptein?" fragt gelassen der baumlange Erste Steuermann.

Da kocht der Kapitän restlos über. In Hemd und Unterhosen — weiter hat er an diesem denkwürdigen Tag, an dem diesem Menschenschinder das Schicksal in Cardiff an den Kanthaken kriegte — in der Tat nichts an. Brüllend und wütend fährt er auf den Steuermann los: „Meine sämtlichen Sachen sind zum Deubel! Meine Jacke ist weg, die Stiefel kann ich nicht finden, die Hosen sind mir gestohlen . . . Brieftasche, meine Schlüssel, der Mantel, die Mütze . . . hier ist überhaupt nichts mehr, Stüermann!"

Die Situation ist klar, glasklar. Das sieht der Erste mit einem Blick: des großmächtigen Kapitän Grotsnuts Schicksalstag scheint angebrochen! Milde oder gar Mitleid wäre nur geeignet gewesen, diesen rauhbeinigsten aller Kapitäne, die zwischen Hamburg und Frisco fahren, noch einmal aus dem Rachen des Schicksals zu retten. Das wird dem Ersten blitzschnell deutlich. Übrigens: wer dem Kapitän all die schönen Sachen geklaut hat, ist in diesem Augenblick ganz gleichgültig. Die Welt will nichts darüber wissen, und den Ersten interessiert das schon gar nicht.

Den interessiert in diesem Augenblick nur der kleine, wilde, aufgeregte Käpten Grotsnut; in Hemd und Unterbüxen. Den hat er nun einmal in der Zange, und so leicht soll der ihm nicht wieder weg.

Es wäre ja auch ganz töricht vom Käpten Grotsnut, sich jetzt auf das Winseln zu legen. Was er bloß machen solle, er könne sich doch in diesem Aufzug überhaupt nicht mehr sehen lassen, das Schicksal habe ihn, den alten Mann zu hart geschlagen und so . . .

Ja, darauf hat der Erste ja nur noch gewartet. Am Tag des Jüngsten Gerichtes wird wahrscheinlich doch noch freundlicher, wahrscheinlich auch noch liebevoller gesprochen als an jenem Schicksalstag in Cardiff, an dem der Erste Steuermann seinem Kapitän Grotsnut folgende gewaltige Rede hält:

„Wat sünd Sei, Kaptain? . . . Ein alter, vom Schicksal geschlagener Mann sind Sie? Ist das wirklich Ihre Meinung? Das ist ja zum Lachen, Kaptain! Ein geschlagener Mann? Da müssen ja die Hühner drüber lachen! Aber man schön, daß die auch mal ihr Vergnügen kriegen . . ."

Käpten Grotsnut ist erst ganz starr. Dann will er gegen seinen Ersten an. Aber der läßt ihn gar nicht zu Worte kommen: „Bleiben Sie ruhig bedeckt, Kaptain, ich will Ihnen nun mal fix sagen, was hier Sache ist: Sie sind der elendste Leuteschinder, der jemals über das Wasser gefahren ist! Sie behandeln uns Steuerleute wie die Stiefelputzer! Von der Mannschaft kriegt keiner von Ihnen auch jemals nur ein freundliches Wort zu hören! Sie sind der elendeste Stänker, den ich jemals gesehen habe! Sie denken, Sie sind hier ganz allein an Bord! Keine Erholung, keine Freizeit gönnen Sie uns oder der Mannschaft! Sie verdienen, daß Sie vor versammelter Mannschaft an der Fockrah hochgeholt würden! Sie . . . Sie, Sie . . . Kaptain Grotsnut . . . Sie!"

Als Adam aus dem Paradies unbekannten Aufenthalts verziehen mußte, ist ihm nicht erbärmlicher zumute gewesen als dem großmächtigen Kapitän Grotsnut im Hafen von Cardiff an jenem Tag, an dem er nun so kleinmächtig geworden war.

Zuerst, da hat er ja noch versucht, gegen seinen Steuermann anzukommen. Er wolle an Land, hat er geschrien, er wolle zur Polizei, ja, zum Konsul wollte er sogar. Aber damit hat ihn sein Steuermann nur ausgelacht. Der hat sich auch in seiner Strafpredigt durch nichts stören lassen, von der man doch sagen konnte, daß sie einen tiefen Inhalt hatte.

Leicht ist dem Ersten diese Rede übrigens auch nicht gefallen. Denn er war ein Seemann und kein Mann der vielen Worte. Aber diese Rede kam ihm aus dem Herzen, und daher gab es auch einen so glatten Stapellauf.

Ja wirklich, diese Rede hat ihre Wirkung getan. Käpten Grotsnut sitzt nun ganz kleinsnutig auf dem Rand seiner Koje. Zur Polizei will er längst nicht mehr, vom Konsul schon gar nicht zu reden. Er will nur ein paar Sachen zum Anziehen haben und dann versuchen, sich möglichst anständig zu benehmen. Das alles sagt er nicht, aber, das alles kann der Steuermann aus Kapitän Grotsnuts verängstigten Augen ohne viel Mühe herauslesen. Das genügt ihm vorläufig.

Ein paar Sachen bekommt der Käpten geliehen. Dann geht er an Land. Sagt aber keinen Ton. Wahrscheinlich muß er sich erst einmal irgendwo still hinsetzen.

Wir haben noch einen schweren Arbeitstag. Jedesmal, wenn der große Kohlenspucker mit einem Schlag einen ganzen Waggon Kohlen in uns hineinschüttet, erbebt unser alter Kasten, die „Andromeda". Doch nun, am Abend, sind wir endlich voll. An Deck wird noch alles seefest gezurrt. Morgen sollen wir in See gehen.

Todmüde sitzen wir in der Messe beim Abendbrot. Der Käpten ist immer noch nicht von Land zurück. Wir werden immer müder; dösen vor uns hin.

Da geht auf einmal an Deck ein Gebrüll los: „Der Käpten schwimmt außenbords!"

Wir springen auf. „Hätt em de Düwel nu richtig foot?" ruft der Erste, der immer noch ein bißchen angegriffen ist von seiner heutigen gewaltigen Admiralsrede. Aber dann jumpt er die steile Treppe zum Oberdeck hoch. Wir ihm nach. Beugen uns über die Reling. Wahrhaftig, zwischen Kai und Schiff schwimmt etwas Schwarzes. Das prustet und schlägt wie unklug mit den Vorderläufen das von Öl und Kohlenstaub verdreckte Eiswasser. Für uns gibt es keinen Zweifel mehr; das da unten in dem nachtdunklen Wasser ist unser Kapitän.

Na, wir müssen ja nun wohl erst einmal so nett sein, ihn zu retten. Das Wasser steht mit dem Kai in einer Höhe, und wir haben ihn bald auf der von Eis verkrusteten Kaimauer.

Auch mit dieser Sache weiß niemand Bescheid. Es weiß keiner, wer die Schuld daran hatte, daß die Laterne, die das Fallreep zu beleuchten hatte, gar nicht da hing, wo das Fallreep war, sondern an einer ganz anderen Stelle des Schiffes. Soviel stand jedenfalls fest, daß Kaptän Grotsnut wohl auf die Lampe losgegangen war, aber statt des Fallreeps das kalte Wasser gefaßt hatte.

Das mag ja auch alles sein, wie es will. Für Käpten Grotsnut hat dieser Schicksalstag im Hafen von Cardiff nun doch sein Ende erreicht. Wir merken gleich, daß dieser Tag den Alten gewandelt hat. Er schnauzt nicht, — nein, bestimmt nicht. Er sagt nur ganz schlicht und freundlich zu uns, er wolle nun zur Koje gehen.

Der alte Mann tut uns jetzt beinahe leid. Wir helfen ihm die nassen Kleider vom Leib ziehen und packen ihn warm ein. Als der Käpten ganz erschöpft und immer noch halb wie abwesend am Einschlafen ist, da zeigt sich des Steuermanns Seele in ihrer ganzen Größe. Niemals hat der Alte uns eine Flasche Rum herausgegeben. Wir hatten ja allerdings trotzdem immer ein wenig davon beiseite. Und nun kommt des Steuermanns große Tat: plötzlich steht er vor Kapitän Grotsnuts Koje mit einem heißen Glas Grog!

Da sehen wir zum ersten Mal so etwas wie einen freundlichen Blick aus des Käptens Augen leuchten. Von diesem Schicksalstag im Hafen von Cardiff an hat sich Grotsnut zu seinen Leuten benommen wie ein richtiger, normaler Kapitän.

Viel Glück mit einem Pfennig.

Eine Schmunzelreportage von Hans W Frahm.

Das war im Speisewagen zwischen Nürnberg und Hamburg, und es wurde langsam Zeit für mich, zum Aussteigen zu rüsten. Ich zahlte, vielleicht wundert man sich, wenn ich Wert auf die Feststellung lege, daß ich neunundachtzig Pfennige herzugeben hatte, auf ein Einmarkstück von dem Geldteller des Speisewagenmannes zwei Fünfpfennigstücke und ein Einpfennigstück herausbekam. Aber diese genaue Feststellung ist notwendig.

Man wäre sonst nicht im Bilde, wenn ich jetzt weiter erzähle, daß der Kellner mir langsam folgte, als ich zu meinem Abteil aufbrach, daß er mich in dem kleinen Vorraum des Speisewagens leise und sehr freundlich ansprach.

„Verzeihen Sie bitte!" sagte der Mann. „Seien Sie mir nicht böse, aber wäre es Ihnen recht, wenn ich Ihnen statt des Pfennigstückes, das ich Ihnen gab, ein anderes geben würde?" Ich sah den Mann an.

„Es handelt sich nämlich um meinen Glückspfennig, Herr! Ich weiß nicht, ob Sie es verstehen, daß jemand einen Glückspfennig hat und sich aus Aberglauben nicht gerne von ihm trennt. Es ist etwas ungewöhnlich, aber bitte, geben Sie mir doch den Pfennig. Sehen Sie, hier ist ein anderer!" In der Hand, die der Kellner in seiner schmucken, weißen Jacke über der amtlichen, schwarzen Hose mit der roten Eisenbahnerbiese mir hinhielt, sah ich einen Pfennig liegen.

„Sicherlich will ich Ihnen den Pfennig wiedergeben, da Sie mich höflich und ordentlich darum bitten. Aber sagen Sie doch", war meine Antwort, während ich in meiner Geldtasche nach dem Pfennig suchte, „sagen Sie doch, warum haben Sie Ihren Glückspfennig ausgerechnet auf dem Geldteller liegen, mit dem Sie an die Tische der Gäste treten? Sie werden doch, wie es auch eben geschehen ist, noch oft in die Lage kommen, Ihren Talisman aus Versehen auszugeben!"

Ich suchte immer noch in der Geldtasche. Es ist das nämlich eine etwas unpraktische Geldtasche. Sie hat zwar einen Reißverschluß, aber man muß die Finger spitz machen, wenn man ein Geldstück herausholen will, und dann weiß man immer noch nicht, ob man das Stück greift, das man vorher gerade angezielt hat. „Ach, wissen Sie", sagte derweil der Kellner, „mit diesem Pfennig hat es eben seine besondere Bewandtnis. Ich kann ihn nicht ins Taschentuch knoten, er muß auf dem Geldteller liegen. Und ich darf ihn auch dort nicht hüten, sondern ich muß ihn immer wieder ausgeben. Es ist nämlich gewissermaßen ein Trinkgeldglückspfennig." Das verstand ich nun nicht.

„Ja, wenn Sie schon so freundlich sind, mir den Pfennig wieder zu suchen, so kann ich Ihnen auch sagen, was mit diesem Pfennig los ist. Zumal Sie selbst ja auch einen Glückspfennig haben, werden Sie mich verstehen. Sehen Sie, wir haben doch die Pfennigrechnung, es darf nicht abgerundet werden. Und bei fast allen Gerichten und Getränken kommen also Pfennigbeträge heraus. Für eine Tasse Brühe vierundvierzig, für ein Kännchen Kaffee mit Sahne neunundneunzig und wie das sonst so ist. Nun ist es wohl ein bißchen komisch, aber immer, wenn ich diesen bestimmten Glückspfennig den Gästen hinlege, bekomme ich ihn wieder zurück! Das macht bei hundert Zahlungen glatt eine Mark für mich aus, denken Sie. Es macht aber in Wirklichkeit viel mehr aus! Denn wenn mein Glückspfennig dabei ist, geben mir die Gäste auch das dazu gelegte Zweipfennigstück, wenn die Rechnung auf beispielsweise zweiundsechzig Pfennigen steht, oder ein Fünfpfennigstück. Mein Glückspfennig hat bestimmt die Schuld daran. Ich habe ihn jetzt seit vier Jahren, genau sind es vier Jahre und zwei Monate. Und in dieser ganzen langen Zeit habe ich ihn abertausend Mal zurückbekommen, immer wieder habe ich ihn hingelegt, immer wieder habe ich ihn zurückbekommen!"

Er lächelte mich an, ich hatte derweil im Eifer des Zuhörens ganz vergessen, weiter in meiner Geldtasche zu suchen. Vielleicht schrieb ich in Gedanken schon an dieser Geschichte hier. „Aber finden Sie ihn denn nicht?" fragte der Kellner mit einem erschrockenen Gesicht. Ja, Donnerwetter, ich fand ihn nicht! Ich schüttete den Inhalt der Geldtasche auf die flache Hand. Wir standen zu zweit und sahen auf diese Handfläche. Es war kein Pfennigstück dabei. Der Zug verlangsamte schon seine Fahrt, die Bremsen schleiften an den Rädern. Ich sollte noch drei Wagen zurückgehen in mein Abteil, um meinen Koffer zu holen. „Der Zug hat in Hannover zwanzig Minuten Aufenthalt, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen!" tröstete mich der Mann mit dem Glückspfennig, oder genauer gesagt, der Mann ohne seinen Glückspfennig.

Wir suchten weiter. „Ich sehe übrigens auch das Fünfpfennigstück nicht, das ich von Ihnen zurückbekommen habe", bemerkte ich. „Ganz recht, ich gab Ihnen außer dem Glückspfennig zwei Sechser, also zwei Fünfpfennigstücke, eines gaben Sie mir wieder, eines steckten Sie ein. Halt, ich weiß auch jetzt, Sie steckten es in die Rocktasche!"

So war es übrigens auch. Der Glückspfennig, dieser schon tausend und zig Mal aufs Spiel gesetzte Glückspfennig des Speisewagenkellners, dieser wundervolle Pfennig, den keiner nehmen wollte und der darum für seinen Herren ein Vermögen wert war, stak in meiner Rocktasche. Ich gab ihn strahlend her, der Kellner nahm ihn strahlend entgegen, ich stieg strahlend aus, der Kellner grüßte und winkte mir strahlend nach. Aber kurz vor der Bahnsteigtreppe drehte ich wieder um und ging wieder zu dem Speisewagen.

Mein Kellner war gerade dabei, Tischwäsche zu wechseln. Ich sprach ihn durch das Wagenfenster noch einmal an. „Aber sagen Sie noch eins", rief ich ihm zu, „nach meiner Ansicht von der Sache muß der Pfennig doch jetzt seine Kraft verloren haben, nachdem ich den Bann gebrochen und ihn angenommen habe!" Der Kellner stutzte. Er war sich wirklich auch noch nicht sicher, ob es mit seinem Pfennig nicht jetzt ein für allemal aus und vorbei sein würde. „Schreiben Sie mir das wenigstens!" fiel mir ein. „Hier ist meine Anschrift." Und jetzt brauche ich nur noch von einer Postkarte zu erzählen, die ich heute früh bekommen habe. Sie war in Würzburg abgestempelt. Sie enthielt einen Gruß meines Speisewagenkellners. Der Pfennig sei noch ganz gesund, er arbeite wie zuvor, schrieb er mir. Ich brauche mir also keine Vorwürfe zu machen. Es sei alles in Ordnung.



Bunte Chronik



Der Fluch eines alten Weibes?

Der 33 Jahre alte Marquis von Waterford, Mitglied des britischen Oberhauses, ist am Dienstag in seinem Heim in Irland mit einer Schußwunde tot aufgefunden worden. Man nimmt an, daß der junge Lord vom Fenster aus einen Hasen im Schloßpark schießen wollte, wobei er aber mit der Büchse in der Hand auf dem Steinboden ausgeglitten ist und sich selbst tödlich verletzt hat.

Über dem Hause der Waterfords scheint ein besonderer Unstern zu schweben. Fast alle Vorfahren des heute Verünglückten sind einem Unfall, oder anderem gewaltsamen Tode zum Opfer gefallen. Nur einer hat das Alter von 55 Jahren erreicht. In der Familie geht seit dem 18. Jahrhundert die Sage, daß der erste Marquis von Waterford von einem alten Weibe, das er mit der Reitpeitsche geschlagen hat, für sieben Generationen verflucht worden sei. Der heute Verstorbene ist der siebente Nachkomme dieses Ahnen. Marquis Waterford hinterläßt eine junge Frau und einen zweijährigen Sohn, der den Titel erbt.

Ein Kind mit drei Köpfen geboren.

Nach Nachrichten aus Suwa (Fidschi-Inseln) hat eine Eingeborene auf den Kandavu-Inseln ein Kind mit drei Köpfen geboren. Das Kind kam tot zur Welt. Jeder Kopf hatte eine Nase und einen Mund, aber die Augen waren geschlossen. Nach Ansicht amerikanischer medizinischer Sachverständiger ist dies der erste bekannte Fall der Geburt eines Kindes mit drei Köpfen. Kinder mit zwei Köpfen sind, wenn auch äußerst selten, schon früher geboren worden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.